

ROLF BÄCHI

TOD EINES PROFESSORS



ROMAN
PRONG PRESS

ROLF BÄCHI:
TOD EINES PROFESSORS

ROMAN
PRONG PRESS

«Wenn der Wald zu Ende war, würde man die Stadt und die Küste erblicken – keine Kulisse für ein Spiel, sondern der Schauplatz einer Drohung, die alles in unabänderliche Wirklichkeit einfrore.»

Alfred Andersch
(in: «Sansibar oder der letzte Grund»)

Impressum
Alle Rechte vorbehalten
Copyright 2022: PRONG PRESS, 8424 Embrach ZH
Umschrift: Annamirjam Lütolf
Lektorat / Korrektorat: PRONG PRESS
Cover: Anaëlle Clot, Lausanne
Druck: Medico Druck, Embrach
ISBN: 978-3-906815-46-4
1. Auflage, Oktober 2022

TEIL 1

KAPITEL 1

Pünktlich wie die SBB betritt er den Vorlesungssaal, einen fensterlosen Raum, mit Neonlicht und ohne Heizung. Die Linke an der Hosennaht, in der rechten Hand ein Karteikästchen, entwindet er sich der Dunkelheit des Korridors, stumm, stier und wie immer todernt. «Meine Damen und Herren», räuspert er sich, nestelt am Mikrofon herum, hustelt verlegen, näselt dann abgehackte Sätze durch den Saal. Kein Premièrenwitz, der das Eis des Schweigens durchbrechen helfen könnte, nicht einmal zwei, drei Worte der Begrüssung.

So beginnt Prof. Dr. h.c. Gassenhauer seine Vorlesung in Soziologie, erläutert ungerührt das Thema – «Von der Dysfunktionalität des Rollentauschens und ihren ersten Spätfolgen» – schon scheppern Namen, Begriffe, Definitionen durchs rettungslos zu leise eingestellte Mikrophon, «Parsons», «Objektivität» und «Funktionalismus» akustisch völlig verschmiert.

Das alles von fresszettelgrossen Kärtchen abgelesen, ohne abzusetzen, mit unzähligen «Ähs» garniert, zwanzig Minuten, eine halbe Stunde, drei Viertel – kurzum: eine Tragödie, das Ganze; katastrophal, das Thema; ein einziges Drama, der Mann!

Wie ein Verrückter agierte der Professor auf dem Podest vor dem Publikum, ein mieser Schauspieler hätte keine bessere Parodie zustande gebracht. Wir, die ZuhörerInnen, starrten ungläubig nach vorne, zuerst fassungslos, dann furchtergriffen, ja fast ehrfürchtig langte das

Fussvolk (wir) in seine Jutetaschen, klaubte die Plastikkugelschreiber hervor und begann wie von Tollwut besessen, dem käferartig weiterbrabbelnden Soziologie-Professor hinterherzuschreiben.

Ich sass da wie gelähmt, in der hintersten Reihe, mit dem Rücken zur Wand und wurde das Gefühl nicht mehr los, Gassenhauers Gesicht schon gesehen zu haben – nur wo? Ich versuchte, mich zu erinnern, verlor dabei den Faden der Vorlesung und stürzte ab in Räume voller Angst und Chaos. Trotzdem nahm ich das wie von Geisterhand gelenkte Kratzen und Schaben der Minen wahr, hörte das Scharren von Füßen, bemerkte jenes Ziehen und Zerren in diversen Magengruben, das jeweils Prüfungsperioden oder gastrointestinale Störungen begleitete, ich entdeckte sogar einen, der schlief! «Und Sie da!», donnerte der Professor los, der Schläfer schrak auf, «ja, genau Sie meine ich!» Hochrot im Gesicht der eine (h.c.), kalkweiss werdend der andere («Pf-Pf-Pfäffli»), «was sagen Sie dazu?» Stotternd gestand der Ertappte sein Vorlesungs-Vergehen, das sich in Gassenhauers Augen längst in ein prüfungsdurchfallwürdiges Verbrechen verwandelt hatte. «Aha, nun gut», notierte der Professor Name/Hauptfach/Regelverstoss. «Pfäffli, Paul» hiess das Opfer; «Theologie» war sein Hauptfach; «deviante Dysfunktionalität» lautete sein Vergehen.

Natürlich war mir Pfäffli von Anfang an sympathisch. Noch in derselben Stunde steckte ich ihm einen Zettel zu: «Kopf hoch Kommilitone!» Am Ende dieser ersten Soziologie-Lektion kamen wir miteinander ins Gespräch. «Kalte Dusche», meinte ich. Er nickte: «Ka-Kann man w-wohl sagen!» «Vive la revolucion!» – schreiend schoss ein bär-

tiger Kerl auf uns zu. «Sanchez, Kolumbien, hee companeros, darauf trinken wir einen, nicht wahr?» – «Wo?», wollte ich von ihm wissen. «Im *Belle Epoque*, avanti amigos!» Schon marschierte er los. Wir folgten ihm, zwei, drei Herumstehende schlossen sich uns an. Sanchez übernahm das Kommando, wir durchquerten den Uni-Innenhof, rannten bei Rot über die Strasse, folgten dem Kopfsteinpflaster, um nach gut zehnminütigem Fussmarsch im Mief eines Bistros unterzutauchen. Wir, das waren Pfäffli und ich, Sanchez, Biedermann («Felix oder Feggel»), Claudine Chevillard («je suis bilingue») sowie Nicole Nardin, eine waschechte Freiburgerin. Alles Erstsemestrige – abgesehen von Sanchez, «im Dritten!», wie er uns stolz verkündete. Die Serviertochter trat an unseren Tisch. «Un c-c-café», ich schloss mich Pfäffli an, Biedermann auch, Sanchez bestellte ein Bier, «une flute», Nicole ebenfalls und Claudine einen Pfefferminztee.

«Er ist ein Schwein, Gopfertami!», warf Sanchez in die Runde. «Immer dasselbe: nicht aufgepasst haben, alles mit Methode, ein richtiges Funktionalisten-Schwein, bestimmt!», ereiferte er sich. «Gibt es auch Andere, Angenehmere?», wollte Biedermann wissen. «Professoren?» Biedermann nickte. «Ja, schon, aber nicht viele. Die sind alle so abgehoben oder ...» – den Rest des Gesprächs habe ich völlig vergessen, denn von dem Moment an, als die Serviertochter uns die Getränke brachte, hatte ich nur noch Augen für Claudine.

KAPITEL 2

Um Viertel vor zwölf brachen wir auf. Die anderen wollten in die Mensa, ich eigentlich auch, aber da ich Frau Schurter, meiner Zimmerwirtin versprochen hatte, zum Essen zu kommen, nun, die anderen zogen ab, und ich schlenderte missgelaunt der Bahnlinie entlang, um nach einer Viertelstunde Fussmarsch meine unmittelbar neben dem Schienenstrang liegende provisorische Unterkunft zu erreichen.

Frau Schurter konnte noch so höflich fragen, aus mir war nicht viel herauszukriegen. Ich löffelte die Gerstensuppe, verschlang den Fleischvogel und die Spätzli und machte mich stumm über das Vanilleeis mit den heissen Brombeeren her. Der fensterlose Saal, Gassenhauers Bürstenschnitt, Pfäffli, Claudine, Sanchez und immer wieder Claudine, wie sie ihre Teetasse an die Lippen hält, draussen beim Verabschieden, auf dem Nachhauseweg. Sehe sie vor mir, ihre Locken, was für eine Farbe? Kastanienbraun? Zu dunkel. Blond? Zu hell. Also: Dunkelblond-gewelltes Haar, eine markante Nase mit leichtem Stups, buschig ihre Brauen, ungeschminkt das Gesicht, nicht einmal Lippenstift, und ihre Augen? Weiss die Farbe nicht; noch nicht.

«Wie war der Einstand?» Frau Schurter liess nicht locker. Die Hartnäckigkeit in Person, ein richtiger Berner Grind. «Tja ... Soziologie, gerammelt voll, viele Fremdwörter, nun ... schwer zu sagen.» – «Das kenne ich, Herr Reuter, glauben Sie mir, es ist immer das Gleiche, ein halbes Jahr und Sie haben den Einstieg geschafft, immer das Gleiche, wird schon werden. Und heute Nachmittag? Noch Vorlesungen?» –

«Ähh», ich holte das Informationsblatt, das mir von der Soziologischen Sektion zugeschickt worden war. «Heute Nachmittag, warten Sie, Frau Schurter, ähh, also um drei Uhr, Ästhetik bei einem Prof. Dr. Dr. Bullriech. V – das heisst: Vorlesung, aha, und hier das Thema: Nihilistisch-narzisstisch eingefärbte Dekadenz der Postmoderne, sowie UT, Moment, na klar: Untertitel, der wäre: Bzw. ihre gravierenden Auswirkungen im labilen Seelenleben des nach-pubertierenden Studenten, Saal 4711.»

«Es ist immer dasselbe, derartige Titel und all diese Fremdwörter, aber gehen Sie nur hin, Thomas – ich darf Sie doch Thomas nennen, oder?» – «Klar.» – «Doch, gehen Sie trotzdem hin, ich kenne das, glauben Sie mir, Thomas, je schneller Sie sich daran gewöhnen, desto besser, wissen Sie, die meisten meiner Untermieter sind Studierende, ja, und immer dasselbe, nach zwei, drei Stunden am ersten Tag kommen alle zurück, wie wenn sie durch die Mangel gedreht worden wären. Höchstens die Theologen, die schweben bereits – alle anderen stehen kurz vor dem Kollaps, und was die Geistlichen angeht, mein Gott, nur keine Theologen mehr als Untermieter! Nichts als Scherereien mit denen, zum Teufel, was für eine Gattung Mensch ist das bloss?» Ich dachte an Pfäffli. «Doch sicher nicht alle, oder?» – «Das verstehen Sie nicht, Herr Reuter, ich spreche aus Erfahrung, und am schlimmsten», dabei senkte sie ihre Stimme, «am schlimmsten treiben es die Ordensleute, ich sage Ihnen, ob Mann oder Frau ist völlig egal ach, ich könnte Ihnen Geschichten erzählen, da würden Ihnen die Haare zu Berge stehen!» Leider läutete in dem Moment das Telefon. Frau Schurter eilte in die Diele, um in einem dreiviertelstündigen Mono-

log von «Ach-du-bists-Emmilie» zu versinken. Unterdessen räumte ich den Tisch ab, spülte das Geschirr, stellte es zum Trocknen neben den Trog. Dann verschwand ich in meinem Zimmer, nicht ohne Frau Schurter mit Handzeichen angedeutet zu haben, dass ich mich für ein Nickerchen aufs Ohr legen wolle. Ich zog die Hausschuhe aus, schnappte mir den Bogen Briefpapier, den ich letzte Woche gekauft hatte, einen Kugelschreiber, setzte mich zuerst an den Schreibtisch – *nettes Zimmer, möbliert* hatte ich am Anschlagbrett in der Uni gelesen – ach was, ich wechselte aufs Bett hinüber, liess den Bogen sinken und schlief ein. Oder versuchte es wenigstens. In Tat und Wahrheit lag ich da, starrte an die Decke, vertiefte mich in das Muster der Täferung, die Bettwäsche duftete, Nebelschwaden trieben vor dem Fenster ihr Spiel, von Zeit zu Zeit rauschte hinter dem Haus ein Zug vorbei, ich sah die Uni, den fensterlosen Saal, Pfäffli, Professor Gassenhauer und ... Claudine!

Hatte ich nicht Melanie einen Brief schreiben wollen? In Gedanken diktierte ich mir: «Bin gestern Abend hier angekommen. Habe mein Zimmer bezogen, das ich bei meinem Kurzaufenthalt vor zwei Wochen via Anschlagbrett entdeckte. De Vermieterin, Frau Schurter, ist zwar nett, aber ein bisschen nervend. Mutterglucke mit Berner Grind – Du weisst, was ich meine. Aber das Zimmer: Nicht übel, würde ich sagen. Geräumig, Bett, Schreibtisch, Stuhl, alles vorhanden, dazu ein riesiger Bauernschrank, Fenster mit Blick auf die Berge – ob das die Greyerzer Alpen sind? Egal, in einer Ecke des Zimmers ein kleines Lavabo, und, du weisst ja, wie ich das liebe, der Fussboden mit Spannteppich bezogen! Ausserdem hinter dem Haus ein kleiner

Garten, als Auslauf, du verstehst, nur jetzt, Anfang November, na ja, aber im Sommer sicher urgemütlich (mit Liegestuhl, Sonnenschirm, etc...). Schreibe dir nur kurz diese Zeilen», mein Blick fiel auf die Pendüle an der Wand neben dem Schrank, passte gut zur Rosentapete, da war ein verträumter Schwung drin, wie in Claudines Haaren, aber ... «Herr Reuter, es ist Viertel vor, falls Sie zu Ihrer Ästhetik-Vorlesung wollen, müssten Sie eigentlich aufbrechen!» Ach du mein Schreck, die hatte ich bereits völlig vergessen, und das am ersten Tag. Schschitt, aber vielleicht kam sie auch, die Claudine, na dann mal los!

Ich raffte ein paar Blätter zusammen, Kugelschreiber, das Mäppchen, schmiss alles in die Jutetasche. Halt! Dieser Umschlag! Ach, der Brief von der Studentenorganisation, der Info-Abend vom Dienstag, morgen also, im *CENTRE*, Rue du Bourg. Wo das wohl lag? Egal, das Lineal, ach was, überflüssig, ich zog den Mantel an, schlüpfte in die Schuhe, band mir ein Halstuch um, der Nebel draussen wurde immer dichter, trat in den Flur, verabschiedete mich von Frau Schurter. Ihr «Viel Glück» hallte mir noch in den Ohren, als ich bereits am Maschendrahtzaun neben der Bahnlinie entlanglief, Zimmer 47 und elf, plötzlich donnerte von hinten ein Intercity an mir vorbei, würde es schon finden, nur die Farbe von Claudines Augen blieb weiterhin rätselhaft.

KAPITEL 3

Claudine war nicht da, der gestrige Nachmittag somit ein Reinfall gewesen. Einzige Erinnerung an den Einstieg in die Ästhetik: das Gefühl kalter Füße. Der Rest – vom Neonlicht verschluckt.

Zum Glück standen die Dienstags-Vorlesungen alle erst ab nächster Woche auf dem Programm. Lustlos erkundete ich die Altstadt und erwartete den Abend. Um sieben Uhr machte ich mich auf die Socken. Der nachmittägliche Nebel hatte sich verzogen, Schnee lag in der Luft. Am Bahnhofskiosk kaufte ich mir ein Röllchen Kräuterbonbons; für alle Fälle. Dann bog ich in den Boulevard de Paroles ein. Die erste Querstrasse musste die Rue du Bourg sein, wenn ich Frau Schurters Ortskenntnissen glauben durfte. Tatsächlich. Fackeln wiesen den Weg. Und über der Türe des Studentenzentrums las ich in blauer Leuchtschrift: *Welcome*. Ein herzlicher Empfang.

Altsemestrige in Pagenuniform reichten Apéritifs: Weisswein oder Orangensaft. »Habt ihr auch Tee?«, fragte ich schüchtern. Ein Bärtiger nickte: »Geh ruhig in die Küche, da steht welcher.« Ich blickte mich um. Links kletterte die Treppe empor, geradeaus ging es in den Keller hinunter, aha, rechterhand ortete ich eine Türe, aus der Dampf und Musik hervorquollen. Ein livrierter Hippie drängte sich an mir vorbei, meinte: »Hereinspaziert in Teufelsküche, nur keine Angst, die Hunde beißen nicht!« Gerade wollte ich ihn fragen, was für Hunde denn, da entdeckt ich mitten im Qualm Claudine, die an einem breiten Tisch in der Ecke sass. Der Hippie hatte sich neben sie gesetzt und

quatschte auf sie ein. Verlegen winkte sie mir zu. »Tschau, äh gibt es hier irgendwo Tee?« – »Klar, Mann«, erwiderte der Langhaarige, »Direktimport aus Karachi, mit ner Prise Shit, hehehe«, meckerte er drauf los, um – mir eine Tasse hinstellend – die Hälfte daneben zu schütten. »Sorry, Mann, bin zwar von schlechten Eltern, aber der Wein, igitt-igitt, was für ein Gesöff, und du bist also vom Genfersee, oder?« Claudine nickte leicht errötend. »Maquignon, das liegt in der Nähe von ...« – »Sprichst aber recht gut Deutsch, für eine Welsche!« Claudines Wangen glühten. »Ja, meine Mutter stammt aus ...« – »Aha, bilingue, gut, sehr gut, und was macht dein Alter?« Sie, puterrot: »Mein Vater, der ist Weinbauer, weil ...« – »Spitze, bilinguer Winzer mit sauschöner Tochter, das trifft sich gut. Da schaue ich mal vorbei, einverstanden oder?« Was kommt nach purpurrot? Genau dieser Farbton beherrschte nun Claudines Gesicht, die kein Wort mehr rausbrachte. »Also, abgemacht. Super, dann ...« – doch bevor er weiterschnorren konnte, rief jemand verärgert: »Ivan, du Lahmarsch, komm endlich, wir fangen an!« Claudine und ich atmeten auf, als dieser Nervtöter aus der Küche verschwunden war und beide bemerkten wir erst jetzt, dass sie ihre linke Hand auf meinen rechten Unterarm gelegt hatte. Schnell langte ich nach dem Teetopf und goss mir die Tasse voll. »Und du?« – »Gern. Er schmeckt gut. Vielleicht ein wenig bitter.« In dem Moment setzte sich eine Studentin in Pagenuniform oben an den Tisch. »Keine Angst, ist nicht gefährlich, der Hefti. Hat zwar ne grosse Klappe, aber sonst ist er harmlos. Ivan, der Schreckliche, heisst wirklich so, unser Ivan. Puäh, ich bin bereits völlig geschafft, dabei hat die ganze Sache noch gar nicht richtig begonnen.« Hastig steckte sie sich eine Zigarette an. »Heisse übrigens Irene«, dann sog sie den Rauch tief ein,

strich sich mit der Linken durchs kurze schwarze Haar und stiess eine kräftige Schwade aus. »Ich bin Claudine, und das ist – wie heisst du schon wieder, Thomas?« – »Ja, Thomas.« – »Nein, ich meine mit Nachnamen?« – »Ach so, Reuter, mit eu, nicht etwa mit ei, kommt von Reisig, soviel ich weiss.« Die Schwarzhaarige blickte mich lachend an: »Nervös? Neu hier, oder?« Wir nickten. »Und du?«, fragte Claudine. »Bin vom Team, das den Laden hier schmeisst, mit vier anderen. Zwei haben bezahlte Stellen von der Uni, viel Arbeit plus jede Menge Ärger.« – »Und der ... der Typ da?«, wollte Claudine wissen. »Ivan?« Irene lachte laut. »Nein, der hilft nur aus. Als Mädchen für alles. Mensch, lass dir von dem keinen Bären aufbinden, grosse Klappe, weiches Herz – aber nur für die mit Engelsgeduld, falls du verstehst, was ich meine – von wegen Kind im Manne und so.« Claudine kicherte und ich lachte erleichtert, denn ihr Teint hatte wieder die normale Farbe zurückgewonnen. Plötzlich ertönte aus der Eingangshalle ein Tusch. Irene blickte auf ihre Armbanduhr. »Aha, wird langsam Zeit. Das dürfte Maxe mit Tuba plus Anhang sein, kommt ihr mit?«

Wir verliessen die Küche, um uns unter die Leute zu mischen, die sich überall im Parterre tummelten. Irene verschwand in einem Nebenzimmer, ich hielt mich an Claudine, sie sich an mich. Wieder ertönte ein Tusch. Die Menge begann neugierig nach draussen zu strömen. Auf dem Vorplatz hatte eine Guggenmusik in einem Kreis aus Fackeln Stellung bezogen und fetzte los. Im Gedränge verlor ich Claudine, entdeckte dafür Biedermann, der neben Ivan Platz gefunden hatte. Daneben stand Pfäffli, unmittelbar hinter Nicole. Jetzt drängte sich eine verummte Gestalt durch die Zuschauer: Ein Der-

wisch, in Felle gehüllt, mit einer Lötschentalermaske verkleidet, vollführte einen irren Tanz. Vier Livrierte trugen einen Tisch herbei, auf dem eine Kuh aus Pappmaché thronte. Goldene Lettern (die Schrifttafeln waren rot grundiert) verkündeten ihre Botschaft: *Universität* las ich auf der einen, *Wissenschaft* auf der anderen Seite, und vorne zwischen den beiden Hörnern stand gross: *Objektivität*. Auf ein Zeichen hin stellten die Träger den Tisch in unsere Mitte und schlossen sich dem Derwisch an, der ununterbrochen um das Kalb der Wissenschaft herumgehopst war. Plötzlich stiegen Raketen in den Himmel, Feuerwerkskörper krachten. Die Uniformierten gesellten sich zu den Kreisenden, Pfliffe schallten durch die Luft, auch die Guggenmusik setzte sich in Bewegung. Ihr Rhythmus drang durch Mark und Bein, bis selbst wir, die scheuen Erstsemestrigen, uns vom allgemeinen Tohuwabohu mitreissen liessen.

Ein Tusch der Guggenmusik beendete den ersten Teil des Einführungsabends. Irene trat in den Lichtschein zweier Fackeln und begrüßte – mit einem Megaphon bewaffnet – alle neuen Studentinnen und Studenten. Sie erklärte uns, dass sich nun im ganzen Haus Arbeitsgruppen und Komitees präsentierten, nannte die Namen derselben, sowie die entsprechenden Räume. Sie fügte bei, dass jedermann bzw. Jederfrau überall hineinschnuppeln könne – ausser bei den Radikalfeministinnen, da habe Mann sich zu abstinieren. Anschliessend steige eine Fete, sei es in der Teestube, im Parterre oder drunten im Sambakeller. Danach zählte sie noch einmal sämtliche Gruppen respektive deren Lokale auf, die Guggenmusik schmetterte einen zerhackstückten Marsch auf den Vorplatz, um dann über die Treppe im

CENTRE zu verschwinden. Nun, dann schauen wir doch mal ...

Ich versuchte herauszufinden, was mich vom Angebot des Abends interessieren könnte, als ich in einer Ecke des Entrées den Derwisch erblickte. Ohne Maske entpuppte er sich als Sanchez, der sich völlig verschwitzt über die letzten Apéritive hermachte. »Kritische Wissenschaft« schoss mir durch den Kopf. Genau: die AGe-KaWe oder Arbeitsgemeinschaft Kritische Wissenschaft, das war's! Wo befand sich die? Was hatte Irene schon wieder gesagt? Na klar: »Erster Stock, Lesezimmer.« Ich erreichte gerade den oberen Treppenabsatz, von wo aus ich Pfäffli den Raum Aumonerie/Seelsorge betreten sah. Rechterhand bot sich eine Vereinigung namens *Christianità* an, daneben die IG Velo und ganz hinten – ein abgebrochener Phallus in Mannesgrösse zierte ihre Tür – wohl die Radikalfeministinnen. Linkerhand entdeckte ich den Schriftzug »Lesezimmer – bitte Ruhe!« – und atmete auf. Vor der Schwelle stand ein dicker Kerl mit Glatze, der um die fünfzig, sechzig sein musste. War das etwa einer jener sogenannten ewigen Studenten? Als ich mich an ihm vorbeizwängte, stopfte er sich gerade einen Riegel Schokolade in den Mund. »Habt ihr auch Roten?«, fragte er in den Raum hinein. Ein kraushaariger Brillenträger in Latzhosen deutete Richtung Fenster: »Alles da, Chef!« – »Siehst du, Jules«, meinte der Kraushaarige zum Fülligen, »wir haben an alles gedacht!« Und zu mir, sowie zwei, drei anderen Interessierten gewandt: »Kommt ruhig rein. Rotwein, Bier, Tee, Kaffee, Mineralwasser – alles zu haben. Sogar Sandwiches sollten da sein. Guy, frag mal Sanchez, wo er die Dinger hingetan hat!« – »Und wo finde ich den?« – »Gleich nebenan, bei der Befreiungstheologie.« Guy

schob seine massige Gestalt zur Türe hinaus, um gleich darauf mit einem Tablett voller Schinken- und Käsebröte wieder aufzutauchen. »Na also, zuerst das Vergnügen, dann die Arbeit – oder beides miteinander. Das trifft doch in etwa deine Auffassung Jules, nicht wahr?« Der Dicke zwinkerte mit den Augen, strich sich mit der Rechten über sein Doppelkinn und meinte: »Warum auch nicht?«

Der Kraushaarige hiess Kurt oder Küde und übernahm das Kommando. »Also: Wir vom Komitee der AGeKaWe begrüßen Euch herzlich. Wieviel sind wir denn?« Er musterte das Häufchen der Anwesenden. »Fünf, sechs, sieben, mit dir, Julius und uns zweien hier, zehn. Gar nicht schlecht. Was zählt, nein, sagen wir einmal so: unwesentlich ist für uns Quantität; es zählt einzig und allein die Qualität. Korrigier mich, wenn ich uns zu weit auf die Äste rauslasse!« Der Füllige hob abwehrend die Hand. »Ah ja«, fuhr Küde fort, »bevor ich es vergesse, unter uns begrüße ich einen Vertreter des professoralen Establishments, allerdings bist du einer, bei dem Quantität leicht in Qualität umschlägt, um mit dem guten alten Hegel zu sprechen, nicht wahr, Jules?« Der Angesprochene rieb sich verlegen den Bauch, kratzte sich dann am Kopf und nickte. »Julius C. Oppenheim, Professor selbstverständlich. Unser neuer Lehrstuhlinhaber für Meta-Theorie wird heute über ... – worüber wirst du sprechen, Jules?« Der runzelte die Brauen. »Das hängt von Euch ab. Und Vorträge halte ich aus Prinzip keine, das weisst du ja, Kurt. Schenk mit bitte nach, danke.« Mit zittriger Hand füllte ich sein Glas bis zum Rand. »Da, Herr, äh, Oppen...« – »Nenn mich Jules, und ihr zwei, setzt euch zu uns.« Dabei wies er auf Biedermann, der soeben eingetreten war, sowie auf

dessen Begleiterin. Bald waren wir zwölf in ein chaotisches Kreuz- und-Quer-Gespräch vertieft. Guy berichtete vom letzten interdisziplinären Seminar, das vom AGeKaWe-Komitee organisiert worden war. Diverse Professoren hatte sich geweigert, über ihr jeweiliges Fachgebiet ein Referat zu halten – meist unter fadenscheinigen Vorwänden. »Am ekelhaftesten tat Gassenhauer«, erzählte Küde, »vorn herum immer lächelnd, scheissfreundlich, aber hintenrum Gift und Galle spuckend. Und Heidenreich wollte nur kommen, falls wir ihm versprechen würden, nichts Marxistisches zur Sprache zu bringen. Damit meinte er wohl Freire's ‚Theorie der Unterdrückten‘ – Le Point übersetzte es immer mit ‚Theorie der Unterdrückung‘. Uuhh, Sanchez hat vielleicht getobt!« Wir lachten. Bereits am zweiten Tag kannte ihn jeder. »Ach übrigens, Jules, was wirst du behandeln in diesem Semester? Im Vorlesungsverzeichnis stand ‚Thema noch unbekannt‘«. Der Kraushaarige blickte Oppenheim gespannt an. Der Professor nahm noch einen Schluck Roten. »Ja weisst du, die Berufung hierher kam so urplötzlich, völlig überraschend, ich hatte nicht damit gerechnet, an diese katholische Hochburg hier berufen zu werden. Deshalb ist meine Vorlesung bis jetzt ein unbeschriebenes Blatt. Hegel wäre interessant – aber als Einstieg wohl zu schwierig. Feuerbach? Nun, ich weiss nicht. Foucault vielleicht. Oder auch nicht? Werde mich wohl auf meine Intuition verlassen müssen. Schiesst also los, wenn euch irgendein theoretischer Schuh drückt oder wenn euch etwas Philosophisches am Herzen liegt!« Wieder machte sich Stimmengewirr breit. Zwischendurch stand Guy auf und verliess das Lesezimmer, um Getränke nachschub zu besorgen, alle prosteten sich zu: Der Rotwein floss in Strömen.

Ich begnügte mich mit einem ersten Glas, danach sattelte ich auf Mineralwasser um. Irene erschien unter der Tür. »Na, läufsts?« – »Toll, Leni. He sag mal, sind die *Copacabanas* schon eingetroffen?«, wollte Küde von ihr wissen. »Klappt wie am Schnürchen! Ivan hat die Anlage installiert, sogar eine Lichtorgel, die Instrumente sind gestimmt, alles eingestellt, klappt prima«. Irene setzte ihren Rundgang fort. Biedermann, der bis anhin noch kein Wort gesagt hatte, wandte sich an Oppenheim: »Sagen Sie, äh, sag mal, Jules, was ist eigentlich ‚Meta-Theorie‘? Ich bin neu hier, deshalb ...« – »Keine Angst, die Frage ist top! Wenn ich eine Antwort wüsste, die ich in drei Sätzen herkotzen könnte, wäre ich reif für den Friedensnobelpreis; Spass beiseite, schau: Die Jungs – oder genauer: die alten Knacker an all den Unis hantieren mit Modellen und Schablonen – so hört sich das auch meistens an « ... mir kam Gassenhauers Einführungsvorlesung in den Sinn ...» mich hingegen interessiert das Innere dieser Behelfsformeln namens Theorien. Also zum Beispiel die Gedärme, respektive wem da was weshalb auf den Magen schlägt – in erkenntnistheoretischem Sinne, versteht sich; oder die Gebärmutter, das Fleisch, die Muskeln – eben nicht nur das Gerüst, der Aufbau, ihr Skelett, sondern die Suche nach dem Zeichner am Reissbrett des Geistes sozusagen. Die Frage nach dem, der den ganzen Krempel entwirft.« Mein Sitznachbar (»heisse Raffael«) fragte dazwischen: »Also eine Art Bauplan eines, mmh, wissenschaftlichen Schöpfers?« – »Genau, oder einer Schöpferin, ungefähr so, ja. *Sexus*, wir könnten *Sexus* von Miller lesen, was meinst du, Kurt?« Der lachte. »Wieso nicht? Oder Bukowski!« – »Nein, Kurt, ich scherze nicht. Obwohl *Plexus* oder *Nexus* philosophischer sind, aber die Mystiker haben uns viel zu sagen – viel mehr als die Strukturalis-

ten etwa – und Henry Miller ist ein Mystiker, Zen-Buddhismus ginge auch, oder noch besser: das *Dau-De-Jing* von Lau-Dsi. Dazu müsste man den Ivo Kern einladen, der könnte aus dem Original übersetzen, versteht ihr? Das wäre grossartig: Die ganze materialistische Sauce hinterfragen, dem Irrationalen mehr Platz einräumen, oder das Irrationale der Rationalität erkunden, aber ich schweife ab. Was ebenfalls wichtig ist, Ab- und Ausschweifungen, sind sowieso zwei Wege, die uns von uns weg- und gleichzeitig zu uns selbst zurückführen. Schenk mir noch einmal nach, bitte, äh, Thomas, nicht wahr?« Ich nickte. Sie gefiel mir gut, Oppenheims Art. »Assoziative Methode« hatte Füssel, unser Deutschlehrer immer gesagt. »Nur so kommen wir an Facts, die im Dunkeln verborgen liegen; vortasten; rein intuitiv; nur nicht rationalistisch oder gar positivistisch versumpfen!« Der gute alte Füssel! Ja, hier im *CENTRE*, im Schoss der AGeKaWe, bei Professor Oppenheim und Kurt, fand ich vertraute Spuren vor.

KAPITEL 4

Der Abend verging wie im Flug. Erst als wir uns gegen elf Uhr nach unten begaben, kam mir Claudine wieder in den Sinn. Wo sie wohl Anschluss gefunden hatte? Hoffentlich nicht bei den Radikalfeministinnen. In einer Ecke der Teestube entdeckte ich sie zusammen mit Sanchez und einer Studentin mit Bubikopf. »He, Thomas, setz dich zu uns!« Meine Schläfen pochten. »Heiss hier, nicht wahr?«, lachte Sanchez. »Thomas von Aquin, das hier ist Brigitta.« Der Bubikopf nickte. Fasziniert betrachtete ich ihre riesigen glitzernden Ohrringe, die heftig schaukelten, sobald sie etwas sagte. »Brigitta studiert übrigens Soziologie wie wir«, erklärte mir Claudine. »Ich fange damit an wie ihr«, präzierte sie. »Aber dieser Gassenhauer ... unsympathisch, findet ihr nicht?« Wir pflichteten ihr bei. »Ich war völlig eingeschüchtert nach der ersten Stunde, wäähhh, wenn das so weitergeht?« – »Keine Angst, Brigitta.« Sanchez klopfte ihr auf die Schultern. »Wenn du immer ein bisschen lächelst, kann dir nichts passieren. Der Gringo geht nur auf Männer los! Habt ihr gesehen, was er mit diesem Pf-Pf« – »Pfäffli!« – »ja, mit diesem Pfäffli, gestern Morgen, meine ich, gopfertami, so macht er das immer, genau so, zuerst ...« Sanchez begann, über Gassenhauer herzuziehen. Dabei wandte er sich vor allem an Brigitta. Ich fragte Claudine, in welcher Gruppe sie gewesen sei. »Ach«, lachte sie, »bei den Radikalfeministinnen!« – »Und wie war das?« – »Allerdings nur gut 10 Minuten, dann ging ich auf einen Sprung zur *Christianità*, bis mich jemand fragte, ob ich an Jesus glaube, danach versuchte ich mein Glück bei der« ... »Befreiungstheologie?« Claudine schüttelte den Kopf: »Du meinst wegen Sanchez, nein,

den traf ich hier mit Brigitta, die wiederum lernte ich bei der Theatergruppe kennen, kompliziert, nicht wahr?« – »Du magst Theater?« – »Ach wo, ich wusste nur nicht, wo ich sonst hätte hinsollen. Zur IG Velo? Ich, als Döschwo-Fahrerin?« – »Du hast einen Döschwo?« – »Ja, eine Occasion, von meinem Bruder, für ein Jahr. Er ist in England und studiert Anglistik, darum ...« – »Nicht schlecht!« – »Wenn du willst – ja, das ist eine Idee: Wir machen einen Ausflug! Nach Gruyère oder an den Schwarzsee, was meint ihr dazu?« Sanchez und Brigitta waren völlig in ihr Gespräch vertieft. Claudine stiess mich blinzeln an: »Ohlala!« Ich verstand zuerst nicht, was sie damit sagen wollte, doch dann bemerkte ich, dass ihr Gespräch in erster Linie mit Blicken geführt wurde, die sich derart ineinander verkeilt hatten, dass jede Intervention zwecklos blieb. Wir beschlossen, uns aus dem Staub zu machen, und gingen nach draussen. Immer noch lag Schnee in der Luft. Die Fackeln waren bis auf eine alle ausgebrannt. »Messerscharf, die kalte Luft«, dachte ich bei mir. Claudine zitterte. »Ist dir kalt?« Statt einer Antwort lief sie die Treppe runter, zur Fackel hin. Ich folgte ihr. »Mein Lebenslicht«, hörte ich sie flüstern und starrte gebannt auf ihre Hände, die sich schützend um die letzten Flammen wölbten. »Aber es erlischt«, murmelte ich. »Nein, das scheint nur so, es brennt in mir, unsichtbar, doch wenn du still bist, kannst du es hören.« Ich lauschte erstaunt. So etwas hatte mir noch nie jemand erzählt. In dem Moment raste ein Motorrad durch die Rue du Bourg. Die Stimmung war im Eimer. »Gehen wir rein?«, fragte ich. »Ja, gehen wir rein. Ach, übrigens, Thomas, tanzt du gerne?«, wollte sie von mir wissen. »Tja, bin sicher kein Profi ...« – »Ich auch nicht, keine Angst!« Aus dem Keller tönte Salsa Musik. Als wir den engen Raum betraten, wurden wir

von der mit Feuchtigkeit und Schweiss gesättigten Hitze fast erschlagen. Claudine bahnte uns einen Weg ins Hintere des Zimmers, wo wir uns den Rhythmen zum Zucken der Lichtorgel hingaben.

Gegen halb eins standen wir alle auf der Strasse: Wir Erstsemestrigen, die Musiker und das Team. Einzig und allein Oppenheim war kurz nach der intensiven Diskussion in der AGeKaWe verschwunden. «Scheisschmier!», rief jemand. «Sag lieber: Scheissnachbarn», korrigierte einer. Irene bat alle um Entschuldigung: «Tut uns leid, aber wir müssen ans nächste Mal denken. Wir haben alles probiert, leider vergeblich.» – «Schon in Ordnung, ihr könnt ja nichts dafür.» – «Habt ihr toll organisiert, den Abend.» – «Ja, ein Hoch auf das Team!» Das Geschrei, das folgte, dürfte die Nachbarn kaum freundlicher gestimmt haben. Nach und nach bröckelten einzelne Gruppen von der Menge ab. Einige zogen ins nahegelegene *Dancing*, andere gingen nach Hause. Biedermann, Claudine, Pfäffli, Nicole, Sanchez, Brigitta und ich schlenderten durch die Avenue de Paroles. Vor dem Bahnhof begann es zu schneien. «Und jetzt?» – «Scheisskälte!», rief Nicole. Claudine trat an Ort. Pfäffli zog eine rote Mütze aus seiner Jackentasche hervor. «Hallo Rotkäppchen!», grölte ein Unbekannter, ihm von hinten auf die Achseln klopfend. «Wo hast du das Körbchen mit dem Wein gelassen?» Pfäffli war zusammengezuckt, sagte jedoch kein Wort. «Salute commandante Sanchez, vencemos, nicht wahr?» – «Si, si, Senor Steiner. Darf ich vorstellen: Steiner, Pedro, Soziologie im fünften.» – «Exactemente, Steiner, knallhart, Stadtguerilla, Befreiungstheatralist und Chaot in einem, nicht wahr?» Der Eindringling wollte mit Sanchez zu boxen beginnen, doch der wehrte den Betrun-

kenen kühl ab. Brigitta stand mit weit aufgerissenen Augen neben ihm. Die Augenfarbe! Noch immer hatte ich Claudines Augenfarbe nicht ermitteln können. Wir fröstelten alle, da durchbrach Biedermann die peinliche Stille: «Kommt ihr zu mir? Bin zwar noch nicht besonders eingerichtet, aber es reicht. Und Tim ist diese Woche weg, also kein Problem.» – «Klar kommen wir, oder Brigitta?», übernahm Sanchez erneut das Kommando. Biedermann marschierte los, wir folgten ihm durch die Unterführung, die uns auf die Rückseite des Bahnhofs brachte. Überall lag Taubenkot herum. Plötzlich donnerte ein Zug über unsere Köpfe. Um diese Zeit, dachte ich. «Wird ein Güterzug sein», bemerkte Biedermann. Steiner hatte sich uns, ohne zu fragen, angeschlossen. Er, Sanchez und Brigitta befanden sich einige Schritte vor uns. Pfäffli flüsterte mir zu: «Wenn der mitkommt, geh ich schlafen!» – «Nicht doch», meinte Claudine sanft, «mach dir nichts draus. Ein fieser Kerl, das spüre ich, aber den stellen wir schon kalt», Nicole ging wortlos neben Pfäffli her. An der nächsten Kreuzung wartete Biedermann, bis wir alle aufgeschlossen hatten. Brigitta begann zu niesen. Drei, vier, fünf Mal. «Gesundheit!», riefen wir im Chor. «Bist du erkältet?», wollte Sanchez sofort wissen. «Ein wenig», schnäuzte Brigitta in ihr Taschentuch hinein. «War völlig durchgeschwitzt nach dem Tanzen und jetzt diese Kälte.» Einzelne Flocken trieben gegen den Asphalt. «Keine Sorge, ich braue dir einen Brusttee», sagte Biedermann. «Gegen Erkältungen absolut das ...» – «Den hat sie doch gar nicht nötig, deinen Brust-Tee, Mann!», fiel Steiner ihm ins Wort, «nicht wahr, Sanchez?» Der rollte wütend mit den Augen: «Mamma mia, Steiner, du bist vielleicht ein Arsch...» – die letzte Silbe verschluckte er und wandte sich abrupt an Biedermann: «Schon gut,

gehen wir?» Unsere Stimmung passte sich dem Wetter an. Zum Glück kamen wir an einer Whiskeyreklame vorbei. «He du, Brillenschlange, hast du etwas Scharfes auf Vorrat?» Biedermann steckte die Beleidigung, ohne mit der Wimper zu zucken, weg und antwortete trocken: «Bin Antialkoholiker – falls es dich interessiert.» – «Scheisse, was seid ihr nur für ein Scheisshaufen!» Da platzte Brigitta der Kragen: «Dann verpiss dich doch, du Idiot!» – und lief dabei rot an. Steier war einen Moment lang völlig perplex. Gut so. Wir liessen ihn einfach stehen. «Scheisshaufen!», tönte es uns nach. Und: «Blöde Kuh!» Als Biedermann in ein finsternes Gässchen bog, blieb ich an der Ecke zurück, um sicher zu sein, dass das Ekel uns nicht folgte. «Kommst du, Thomas?» Claudines Stimme hallte durch das Schneegestöber. Ich sputete mich. Die anderen hatten bereits eine Aussentreppe erklommen, die von einer Lampe schwach beleuchtet wurde. Pfäffli betrat gerade die Wohnung im ersten Stock. Biedermann wies uns ein. «Hier hinten befindet sich übrigens das Klo.» Zuerst glaubte ich, er wolle Claudine und mir einen Bären aufbinden, doch ein Blick hinter die in den zweiten Stock ansteigende Treppe bestätigte seine Erklärung: Anschließend an die Plattform, die von einem Eisengeländer abgesichert wurde, befand sich ein kleiner Anbau. «Ihr seht, das Ganze hier ist ungefährlich, höchstens ein bisschen kalt im Winter, obwohl ein Heizkörper drin befestigt ist – raus muss man trotzdem.» Sanchez musste die Kuriosität sofort testen. Biedermann hiess uns Jacken und Mäntel ausziehen: «Legt sie drüben in Tims Zimmer aufs Bett. Hier links seht ihr unsere Küche mit echt antikem Kochherd und inklusive Einbaudusche – die Küche natürlich, nicht der Herd! Sicher zwanzig Jahre alt, das Ding. Und die Dusche mit Durchlauferhitzer – reicht

allenfalls für fünf Minuten, leider. Der runde Tisch da stammt von Tim. Und das da», er stiess dabei die rechts vom Eingang gelegene Türe auf, «ist mein Reich: Refugium, Studierstube und Lesezimmer zugleich.» Man hatte das Gefühl, dass Biedermann seit eh und je hier gelebt hätte: Jedes Ding stand an seinem Platz, unverrückbar. Dabei waren es keine drei Wochen her, seit er eingezogen war. Ich musterte die Möbel: Ein beiges Sofa mit herabklappbaren Seitenlehnen. «Echter Gelsenkircher Barock», meinte Biedermann schmunzelnd dazu. Schneeweiss das Pult mit roten Schubladen. Ein Bett ohne Beine, an dessen Kopfende ein seltsamer Kasten aus Holz stand, darauf eine viereckige Nachttischlampe mit Milchglas. «Das Sofa ist von Tante Berta, der Teppich von Grosi, das Pult gehörte meinem grossen Bruder, nur das Bett ist neu: IKEA, nordisch schlafen und so, nicht übel; der Kasten da dient zum Versorgen der Decke.» Die neutral tapezierten Wände wurden von Bildern und Zeichnungen in Beschlag genommen. Ein abstraktes schwarz-rot-orange-weisses Gemälde stach heraus. «Ist das ein Original?», fragte ich verblüfft. «Klar, von Magi Belser, Kunstmalerin, Lebenskünstlerin und Kunstmarktgeheimtipp zugleich; gefällt's dir?» – «Nicht schlecht, ehrlich.» Brigitta kam vom Klo zurück, zog die Wolljacke aus und legte sie ins Nebenzimmer. Nicole hatte inzwischen Wasser aufgesetzt. Ich hockte mich auf das Bett. Sanchez probiert das Sofa aus. «Komm, Schnäggeli, ist ganz bequem», sagte er zu Brigitta. Kichernd nahm sie neben dem Kolumbianer Platz. Ihr dunkelblauer Pullover verriet ansehnliche Brüste. Das also hatte der Besoffene vorhin gemeint. Und als wenn sie meine Gedanken erraten könnte, sagte Brigitta: «Was für ein Idiot, dieser Typ da; kennst du den etwa gut?» Sanchez hob abwehrend die Hand:

„Von der Befreiungstheologie-Gruppe her, sonst ...» – «Anscheinend ist nicht jeder, der davon spricht, auch tatsächlich selbst frei, oder?», merkte Claudine an. Sanchez nickte. «Theorie und Praxis sind meistens zweierlei, das stimmt.» – «Der sogenannte Sein-Sollens-Fehlschluss», warf Biedermann dazwischen. «Was für ein Schluss?» Brigitta kniff die Augen zusammen. „Ah, ich sehe, du hast keine Philosophievorlesungen, nicht wahr? Sein-Sollens-Fehlschluss – hat Oguzzi heute Morgen erwähnt. Soviel ich verstanden habe, geht es dabei um das, was nach jemandes Meinung sein soll und darum, was tatsächlich ist bzw. um die Differenz der beiden.» – Kluges Köpfchen, dieser Felix, dachte ich. «Oder andersrum gesagt: Dichtung und Wahrheit», fügte Biedermann hinzu. «Frei nach Onkel Johann, Felix.» – «Onkel Johann?» – «Goethe, Felix, Johann Wolfgang Goethe», brachte Sanchez uns alle zum Lachen. Nicole trug einen Thermoskrug mit heissem Wasser, danach auf einem Tablett Gläser, Tassen, Zucker, Rahm, Schnellkaffee und Teebeutel rein. «D-d-du l-l-lernst a-aber schnell», sagte Pfäffli zu ihr. «Ach, du meinst von wegen fremder Küche und sich dort auskennen und so? Nein, weisst du, ich war schon ein paar Mal hier.» Pfäffli starrte sie verwirrt an. «Sie kennt Tim gut», erklärte Biedermann. Pfäffli schluckte. «Was heisst da: ‚Sie kennt Tim gut‘ – ich bin seine Cousine!» – «A-ach s-so!», entfuhr es Pfäffli. Claudine sass neben mir auf der Steppdecke des Bettes, trank schlückchenweise ihren Tee. Von Zeit zu Zeit legte sie ihre Linke auf meinen rechten Unterarm. Ich spürte ihren Puls, wagte es jedoch nicht, sie anzublicken. Unterdessen hatte Nicole in Tims Zimmer nach Kerzen gesucht, eine Handvoll davon, sowie eine Flasche Rotwein gefunden. «Den leeren wir! Wer macht mit?» Biedermann runzelte die Stirn.

«Keine Angst, Feggel, der geht auf meine Kappe, das merkt Tim doch gar nicht, einverstanden?» Biedermann willigte widerstrebend ein, Nicole entkorkte die Flasche und Claudine stellte drei, vier Kerzen auf. «Moment mal», sagte Felix. Er drehte sich um, zog dann aus einer Schublade des Schreibtisches eine Kartonschachtel hervor, entnahm ihm ein in Seidenpapier gewickeltes Objekt und packte es aus. «Was ist denn das?», wollte Brigitta wissen. «Ein Räuchermännchen. Aus dem Erzgebirge. Weihnachtsbrauchtum.» Die Holzfigur, ein Kobold, bunt bemalt, bestand aus zwei Teilen: Der Bauch erwies sich als hohl, den Beinen war ein kleiner Behälter aus Metall aufgesetzt. Darin platzierte Felix ein kleines grünes Ding, das er mit einer Kerze entzündete. Er wartete einen Augenblick, blies dann vorsichtig die Flamme aus; hellgelb frass sich die Glut langsam das Kegelchen hinab. Daraufhin stülpte Biedermann den Oberkörper über die Beine. Erst jetzt bemerkte ich, dass der Mund des Männchens ein kleines Loch enthielt, aus dem nun nach Sandelholz riechende Schwaden emporstiegen, die den Duft im ganzen Zimmer verteilten. Körper und Kerzen gaben Wärme ab. Claudines Haar spiegelte das flackernde Licht wider. Wir schwiegen. Nur das Ticken einer Swatch war zu hören. Ich lehnte mich zurück. Den Kopf im Nacken fiel mein Blick auf ein Buch, das neben der viereckigen Nachttischlampe lag. Ich nahm es in die Hand und betrachtete den Umschlag, auf dem spielende Kinder im Schein der Kerzen zu tanzen schienen. Den Titel des Buches vermochte ich nicht zu entziffern. «Homo Ludens von Huizinga», erläuterte mir Felix schnell. «Habe gerade damit angefangen.» – «Vielversprechender Titel, doch, tönt interessant», sagte ich. Er nickte. «Liest du viel?», wollte Sanchez von ihm wissen. Biedermann dachte nach.

«Kommt drauf an.» – «Und was heisst das?», fragte Claudine neugierig. «Je nach Lust, Laune und Jahreszeit; im Winter mehr als im Sommer.» Pfäffli, dessen Gesicht eine überaus gesunde Farbe angenommen hatte, räusperte sich: «Ich glaube, ich muss aufbrechen. Habe morgen um acht eine H-heidenr-reichvorlesung, vielen Dank für den Tee, Felix.» Er stand bereits bei der Türe, als Brigitte ihn fragte, ob er nicht in der Nähe der Kathedrale wohne, was Pfäffli bejahte. «Dann komme ich mit dir. So ganz allein, in der Nacht, da ...» – «Ich kann dich doch begleiten!», warf Sanchez dazwischen. «Danke Roberto, das nächste Mal gern», und fügte hinzu: «Alles zu seiner Zeit, capito?» – «Klar, Brigitta!», lachte Sanchez. «Und ihr? Bleibt ihr noch?», wandte er sich an uns. «Mein Zug ist weg, der Döschwo am anderen Bahnhof, ich weiss nicht, wie ...» – «Bleib doch hier, ich habe Tim gefragt, ob ich sein Zimmer benützen dürfe. Irgendwo im Schrank muss eine Luftmatratze sein, also wie du siehst: kein Problem – natürlich nur, falls Feggel einverstanden ist.» – «Sicher, Nicole. Du kannst auch hier schlafen, wenn du willst», sagte Biedermann zu mir. «Danke, aber ein kleiner Fussmarsch wird mir guttun.» – «Und du, Sanchez?» Der hob die noch halbvolle Weinflasche hoch, «die muss dran glauben, sonst bringt es Unglück, kolumbianisches Brauchtum, du verstehst?» Wir lachten schallend. «Capito!», gab Biedermann seine Zustimmung.

Pfäffli, Brigitta und ich verabschiedeten uns von den anderen, bedankten uns bei Felix und verliessen die Wohnung. Draussen schneite es immer noch, allerdings nur leicht. Eine dünne Schicht Schnee lag auf der Treppe, dem Geländer, den Dächern. Bei der Hauptstrasse

angelangt gingen wir Richtung Bahnhof. «Wo musst du abzweigen?», erkundete sich Brigitta. Ich überlegte. «Vermutlich kann ich vor der Kirche da links durch, die Uni dürfte nicht zu verfehlen sein, von da an weiss ich den Weg.» – «Verirr dich bloss nicht», rief mir Brigitta besorgt nach. «Ich werde es versuchen!»

Ganz allein unter verhangenem Himmel. Kein Laut – nur mein Atem und meine Schritte. Ich umklammerte den Hausschlüssel in der Hosentasche. Die Uni lag totenstill da. Riesige schwarze Schatten. Weisser Flaum in den Sträuchern. Knirschender Gang. Ein Auto stotterte vorüber. Ich bog Richtung Geleise ab. Plötzlich fielen dicke Flocken. Wind kam auf, wirbelte Schwärme weisser Tupfer gegen mein Gesicht. Ich schürzte den Mantelkragen hoch. Pfäfflis rote Mütze. Das Glitzern von Brigittas Ohrringen. Der Wein. Die AGeKaWe. Oppenheim. Erlöschende Fackeln. Dann sah ich Claudines um die Flamme gewölbten Hände; hörte ihre Stimme. Lachen. Hätte Melanie schreiben sollen. Claudine, die ihre Hand auf meinen Arm legte. Um mich herum tobte ein wilder Sturm tanzender Kristalle. Ich erreichte mit Mühe und Not das Haus. Öffnete vorsichtig die Tür. Trat leise ein. Claudine auf Biedermanns Bett neben mir. Tastete mich ohne Licht zu machen durch den Flur. Nur ja Frau Schurter nicht aufwecken. Mein Zimmer; geschafft. Aber Claudines Augenfarbe war mir immer noch ein Rätsel.

